Art. Architect. R

3 1761 09615115 4

Die Bauhütten

des

Mittelalters.

Ein Vortrag

von

Dr. August Reichensperger.

Köln, 1879.
Druck und Verlag von J. P. Bachem.

4 = 1V

Die Bauhütten

des

Mittelalters.

Ein Vortrag

von

Dr. August Reichensperger.

Köln, 1879.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

6983
2.12.90

Bei der Wahl meines Thema's bin ich von der Ansicht ausgegangen, daß es für die Bewohner Köln's, welche sich täglich an dem Anblick eines der schönsten Werke der Baukunst des Mittelalters erfreuen und erheben, von mehr als gewöhnlichem Interesse sein würde, in etwa die Stätten kennen zu lernen, aus welchen, wie unser Dom, so noch unzählige Prachtbauten verschiedenster Art während gedachter Periode herausgewachsen sind.

Wie kurz auch die mir zugemessene Zeit im Verhältniß zum Umfange meines Thema's ist, so glaube ich doch, einen, wenn auch nur sehr flüchtigen, Rückblick auf das „vormittelalterliche Bauwesen" werfen zu müssen, zumal da meines Erachtens ein gewisser Zusammenhang des „mittelalterlichen" mit dem „antiken" Bauwesen obwaltet.

Schon die Einheitlichkeit, welche sich überall bei den Römerbauten kund gibt, thut dar, daß diese Werke einer fest organisirten Genossenschaft ihre Entstehung verdanken. Es befanden sich denn auch in Wirklichkeit, wie wir bestimmt wissen, schon im alten Rom den mittelalterlichen Zünften nicht unähnliche Genossenschaften. Insbesondere bestand dort für das Baugewerke eine Corporation, welche mit den im Mittelalter so mächtigen Steinmetzen-Verbrüderungen nicht Weniges gemein hatte: das Collegium fabrorum.

Im Laufe der Zeit nahm diese Genossenschaft eine sehr hervorragende Stellung ein; ja sie übte sogar politischen Einfluß aus. Es hatte dieselbe ihre eigenen Satzungen, ihre besondere Kasse und so zu sagen eine hierarchische Ordnung; sie bestand aus wirklichen und Ehren-Mitgliedern, und hatte Patrone aus vornehmen Geschlechtern.

Ueberblickt man die Römerbauten jenseits und diesseits der Alpen, so gewahrt man nicht allein eine große Aehnlichkeit, sondern geradezu eine Gleichheit derselben in der Construction und der technischen Behandlung der Materialien; es findet dies, wie schon erwähnt, seine Erklärung darin, daß eine vollständig geschlossene Organisation das römische Bauwesen umfaßte.

Wenn man die Nachrichten, welche in dieser Beziehung noch ziemlich zahlreich auf uns gekommen sind, namentlich ein Werk von Vitruv über die römische Baukunst liest, so sieht man, wie fest jene Organisation gewesen ist, wie nach durchaus bestimmten Ordnungen die großartigen Prachtbauten der altrömischen Welt entstanden sind. Mit den siegreichen Legionen zogen die Baumeister nach den fernen Ländern hin.

Mit dem Verfalle des römischen Reiches hörten die Kunstbauten auf. Die eindringenden barbarischen Stämme zerstörten nur. Sie bargen sich in den Resten der römischen Cultur; besten Falles benutzten sie die Trümmer der zerstörten Bauwerke zu ihren Conceptionen. So war es vom 4. bis zum 8. Jahrhundert im Allgemeinen bestellt. Die Künste, insbesondere auch die Baukunst, waren in eine Art von Winterschlaf gefallen; sie wurden erst durch die christliche Bauthätigkeit wieder erweckt.

In dieser Beziehung sehen wir, wie die Benedictiner es waren, welche von Monte Cassino aus über Italien, Frankreich und Deutschland ihr Wirken erstreckten. Wir sehen, wie dieselben in den das Mittelalter einleitenden Jahrhunderten großartige Baudenkmäler errichten, ihre Klöster und Abteien künstlerisch ausstatten. Aufs Gerathewohl weise ich auf ihre betreffende Thätigkeit in Tegernsee, St. Gallen, Hirschau und zu beiden Seiten des Harzes hin. Allerwärts begegnet man ihren Spuren; das Vordringen der Benedictiner und der von ihnen abgezweigten Orden in Deutschland läßt sich als bahnbrechend für die christliche Cultur bis zur Ostsee hin verfolgen.

Auf dem Gebiete der bürgerlichen, der profanen Baukunst ist im Allgemeinen ein Fortschritt erst später wahrzunehmen. Allen voran hatte Karl der Große in unserer Nähe, zu Aachen, wahrhaft großartige,

an die Werke der alten Römer erinnernde Prachtbauten aufgerichtet. Ich führe auch noch seinen Palast zu Ingelheim an.

Diese Bauwerke schlossen sich, wie gesagt, nahe den altrömischen an; sie waren sogar theilweise aus Resten von Römerbauten hergestellt, wie dies z. B. in der Aachener Pfalz-Kapelle ersichtlich ist. Bekanntlich hatte Karl der Große Säulen und sonstiges Material sogar von römischen Bauten Norditaliens her nach seinen Baustätten schaffen lassen.

Bis zu dieser Periode hin waren die Klöster, man darf wohl sagen, die ausschließlichen Asyle aller Kunst-Betriebsamkeit gewesen.

Auf dem gesammten Gebiete der christlichen Baukunst begegnet man aber erst mit dem Beginne des elften Jahrhunderts jener gewaltigen Bewegung, aus welcher die mittelalterliche, alles befassende Kunstherrlichkeit hervorgegangen ist.

Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß im 10. Jahrhundert der Glaube allgemein verbreitet war, die Welt werde im Jahre 1000 nach der Geburt unseres Heilandes untergehen. Dieser Wahnglaube lähmte alle Thatkraft, ganz besonders auf dem Gebiete der Baukunst.

Als das Jahr 1000 sich eingestellt hatte ohne den gefürchteten Weltuntergang, regten sich frischen Muthes die Geister und die Hände; im 11. und ganz besonders im 12. Jahrhundert beginnen großartige und prächtige Bauten fast allerwärts sich zu erheben.

Dies war besonders nordwärts vom Harze der Fall, wo die sächsischen Kaiser einen mächtigen Impuls gaben. Kirchenfürsten, namentlich in Hildesheim und Paderborn, waren denselben mit ihrem Beispiel vorangegangen.

Bis zur zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hin hatte indeß die Baukunst immer noch ihren Hauptsitz in Klöstern und Abteien.

Um diese Zeit begibt sich ein Umschwung; von da ab datiren die uns hier beschäftigenden Steinmetzhütten: aus ihnen sehen wir die gothische Baukunst emporblühen. Bis dahin hatte die antike Baukunst in dem sog. romanischen Baustile noch gewissermaßen tonangebend fortgelebt, jedoch nur im christlichen Abendlande, während im christlichen Orient — ich erinnere in dieser Beziehung an die

Sophienkirche — von Byzanz aus der Kuppelbau fast ausschließlich zur Geltung gelangte. Im christlichen Occident herrschten die langgestreckten Kirchen vor; im Orient die Centralbauten. Während der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beginnt, wie schon gesagt, mit dem Erstehen des gothischen Stils, das Hüttenwesen des Mittelalters.

Es ist vielfach darüber gestritten worden, welchem Volke der ebengenannte Stil zu verdanken sei.

Der gothische Stil hat heftige Gegner, schon darum, weil es so sehr schwer ist, ihn zu bemeistern. Wer ihn vollständig beherrschen will, muß in unermüdeter Thätigkeit so zu sagen sein ganzes Leben daransetzen, was natürlich mit der dermalen im Schwunge befindlichen, staatlich geforderten oberflächlichen akademischen Vielwisserei nicht zu vereinigen ist. Aber noch ein anderes Moment hat dem in Rede stehenden Baustile viele Gegner geschaffen; es ist die Scheu vor dem Mittelalter überhaupt, vor dessen „Finsterniß", vor dem Papstthum, welches die starken Geister mit dem Mittelalter gewissermaßen identificiren. So glaubt denn der Moderniſt in seiner Kurzsichtigkeit, Alles von der Hand weisen, Alles bekämpfen zu sollen, was aus jener Zeit stammt, insbesondere auch die gothische Baukunst, welche in gewisser Beziehung allerdings den Geist des Mittelalters repräsentirt. Die protestantischen Engländer sind, nebenbei bemerkt, im Allgemeinen so kurzsichtig und engherzig nicht; sie übertragen ihre Abneigung gegen die katholische Hierarchie nicht auf die Gothik. Bei uns zu Lande suchen die vorgedachten Gegner des gothischen Stils demselben die Bezeichnung „christlich-germanisch" abzustreiten. Sie behaupten, dieser Stil könne den deutschen Patriotismus nicht zu seinen Gunsten anrufen; er sei von den Franzosen erfunden und uns von denselben überliefert worden.

Es ist wahr, daß, so viel bis jetzt ermittelt ist, mächtige gothische Bauwerke zuerst im nördlichen Frankreich ihre Entstehung gefunden haben, fast gleichzeitig aber auch im südlichen und im nördlichen England, in Salisbury z. B. und in Lincoln. Zu Ende des 12. und im Anfange des 13. Jahrhunderts sehen wir dort Dome entstehen, die wir als „gothisch" zu bezeichnen haben. Jenes nördliche Frankreich war

aber damals ein Reich der Franken; dort wie in der Normandie waltete das germanische Wesen unbedingt vor; es war beherrscht von germanischen Fürsten und zugleich von echt germanischem Volksrechte, dem später sogenannten Droit coutûmier, welches theilweise noch in der heutigen französischen Gesetzgebung fortlebt. Weiter waren die dortigen Barone und ein nicht geringer Theil des Klerus germanischen Ursprungs. So ist denn die Baukunst, welche in der Nähe von Paris, in der Picardie, der Champagne, der Normandie u. s. w. ihre Entstehung fand, zweifellos dem germanischen Genius entsprossen, sofern man nicht etwa auch Carl den Großen zu einem Franzosen stempeln will. Wir sehen denn auch, wie damals, als man in Paris an der gothischen Notre-Dame-Kirche baute, der gothische Stil sich alsbald nach Deutschland hin ausbreitete, zunächst nach Trier und nach Marburg, während nach dem Süden hin, jenseits der Loire, wo das germanische Wesen nicht das gallo-romanische verdrängt hatte, es noch lange währte, bevor der gothische Stil herrschend ward. Gewiß ein weiterer Beweis dafür, daß dieser Stil dem germanischen Wesen entsprungen ist, und in besonderm Maße entspricht. Es ist bemerkenswerth, daß die Italiener und die Franzosen, im Gegensatz zu dem tonangebenden deutschen Kunstliteratenthum, in der Gothik eine germanische Schöpfung anerkennen. Der französische Maler Delaroche hat in seinem berühmten Hemicycle im Pariser Akademie-Bau die christliche Baukunst als eine blonde Jungfrau dargestellt.

In den größern Städten bildete sich das Laien-Steinmetzenthum heraus, und ist es sehr wahrscheinlich, daß eine gewisse Rivalität des monarchischen und des episkopalen Elementes mit den großen, bis dahin vorherrschend gewesenen Mönchsorden zu jenen Verbrüderungen den Impuls gegeben, oder doch ihre Constituirung gefördert hat.

Die Steinmetzhütten erhoben sich zunächst wohl an den Füßen der Kathedralen. Schon im dreizehnten Jahrhundert, um nur bei Deutschland zu bleiben, sehen wir, wie von Kaisern den Steinmetzhütten Privilegien ertheilt wurden, so z. B. von Rudolph von Habsburg der Haupthütte zu Straßburg, welche immer an der Spitze des germanischen Bauwesens blieb. Im 14. Jahrhundert that Karl IV.

(† 1378) ein Gleiches zu Gunsten der Meißener Hütte in Sachsen, um auch in jenen Gegenden einen Mittelpunkt für das Bauwesen zu schaffen.

Die Satzungen, welche die Thätigkeit der Hütten regelten, waren in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens durchweg traditionelle; sie gingen von Mund zu Mund, von Großmeister zu Großmeister. Erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert fanden sich, wenigstens bis jetzt, geschriebene Satzungen der Steinmetzhütten.

Es ist dies eine ähnliche Erscheinung wie auf dem Gebiete des deutschen Rechts. Dieses Recht war auch während Jahrhunderten ein traditionelles; erst als das deutsche Recht von Italien aus, durch das Wiederaufleben des altrömischen, bedroht erschien, redigirte man unsere Rechtsgewohnheiten systematisch; bis dahin hatten sie sich von Generation zu Generation mittels ihrer lebendigen Uebung vererbt.

Mit dem Auftreten der sogenannten Renaissance bei uns zu Lande wurde das bis dahin auf dem Gebiete der Baukunst Geübte niedergeschrieben und in die Oeffentlichkeit gebracht.

Die erste Verlautbarung einer für Regensburg, Speier und Straßburg gemeinsamen Ordnung datirt von 1459. Es folgen für die sächsischen Hütten die Torgauer Ordnung von 1462, für die Hütte zu Speyer eine solche im Jahre 1464.

Diese Satzungen wurden mündlich und urkundlich in weitere Kreise getragen und befolgt, so daß man wohl sagen kann, daß von den äußersten Grenzen Italiens und Frankreichs an bis nach Schweden und England, selbst bis zur Südspitze von Spanien hin, alle Hütten im Wesentlichen nach derselben Ordnung arbeiteten, auf Grund derselben Organisation ihr Leben führten. Die Haupthütten für Deutschland befanden sich in Straßburg, Wien und Köln. Als die welsche Renaissance immer mehr sich eindrängte, ward in Basel und Straßburg eine neue Redaction der alten Ordnungen, das sog. Bruderbuch, 1563 zu Stande gebracht; man suchte sich eben der neuen Mode gegenüber enger zusammenzuschließen. Deutsche Fürsten erhoben sich indeß gegen diese Bewegung, wie sie sich in den Haupthütten Deutschlands kundgab; es tritt auch da schon ein gewisser Zug zum Territorialismus

hin zu Tage. So verbot u. A. Kurfürst August von Sachsen den Bauhandwerkern seines Landes, den Anordnungen der Straßburger Haupthütte Folge zu leisten. Zufolge der Losreißung Straßburg's vom deutschen Reiche trennte im Jahre 1707 ein Reichtagsbeschluß alle deutschen Baulente von der dortigen Hütte. Dies Verbot ward wiederholt durch einen Reichstagsbeschluß von 1727.

Schon vorher waren von verschiedenen maßgebenden Seiten her, selbst deutsche Kaiser nicht ausgenommen, Brücken nach der Renaissance hin geschlagen worden. Wir begegnen Petitionen von Steinmetzen um Abhülfe in dieser Beziehung; namentlich ward Kaiser Ferdinand II. angegangen, die stets zunehmende Concurrenz welscher Baumeister in den deutschen Landen zu behindern. Indessen drang über Krakau nach Schlesien hin die italienische und über den Rhein die französische Renaissance immer unaufhaltsamer vor. Alle Abwehr erwies sich als vergeblich; die Zeit der Hütten war vorüber. Die volksthümliche Kunst ward verdrängt durch die akademisch-höfische, an die heidnische Antike sich anschließende Architektur. Eine speciellere Darlegung dieses Umschwungs und seiner Ursachen würde hier zu weit führen. Ich will in dieser Beziehung nur noch erwähnen, wie 1731 Kaiser Karl VI. alle Gebräuche der Steinmetzen, ihre Eide, ihre Geheimnisse, kurz alles, was denselben zweckdienlich und ehrwürdig war, streng untersagte. So erscheint der monarchische Absolutismus als ein Vorläufer jenes revolutionären, welcher späterhin mit einem Zuge das gesammte Innungswesen wegfegte.

Während die gothische Stein-Architektur nur bis ungefähr an's Ende des 16. Jahrhunderts für ihr Leben kämpfte, sind die Spuren jener Kunstweise auf dem Gebiete der Holzbaukunst noch bis in das 18. Jahrhundert hinein zu verfolgen; sogar heutzutage lebt sie in einigen, von den großen Verkehrsstraßen entferntern Gegenden noch fort. Als merkwürdig in Bezug auf den Todeskampf des gothischen Baustils will ich noch erwähnen, daß in Italien die prachtvollsten gothischen Bauwerke, gewissermaßen eine besondere Mundart der germanischen Kunstsprache darstellend, bis in's 15. Jahrhundert als mustergültig anerkannt waren. Als dann in Italien die Verfolgungssucht gegen die

germanische Architektur mit dem Aufleben der Renaissance an die Tagesordnung kam, erklärte man sie als fremdländische Kunst in die Acht; ein Häuptling der Renaissancisten, Vasari, gab ihr den Spottnamen: „gothisch".

In Bologna begab sich um jene Zeit ein interessantes Vorkommniß. Die Kirche St. Petronio, im gothischen Backstein-Stil ungefähr zur Hälfte fertig gestellt, sollte gegen Ende des 16. Jahrhunderts vollendet werden. Obgleich der Kampf der Renaissance gegen die Gothik zu Gunsten der erstern im Allgemeinen bereits so gut wie entschieden war, bestand doch die Masse der Bevölkerung darauf, daß in gothischem Stile weiter gebaut werde. Es entbrannte ein förmlicher Aufruhr, und ein Schneider, Carlo Cremina, stellte sich an dessen Spitze. Derselbe hatte sich in die gothische Baukunst vertieft und befand sich im Besitz alter Risse. Man konnte es nicht wagen, die Kirche ohne Weiteres im Renaissance-Stil fortzusetzen; der Papst ward als Schiedsrichter angerufen, und ein Baumeister Namens Terribilis wanderte mit dem Schneider nach Rom, um den Schiedsspruch des Papstes zu hören. Wie derselbe ausgefallen ist, weiß ich nicht; die Kirche ist, nach wie vor, unvollendet geblieben.

Wie vorhin erwähnt, haben förmliche Reichstagsbeschlüsse und Fürsten-Erlasse der gothischen Kunst tiefe Wunden versetzt. Indeß vegetirten doch noch Steinmetzhütten fort; die Gothik war eben Volkskunst, im Gegensatz zu der eingedrungenen antikisirenden Kunstweise, welche das Studium griechischer und römischer Schriftsteller oder doch antiker Muster erforderte. Es hielten sich während eines längern Zeitraumes noch Hütten in Frankfurt, Zürich und Basel, sowie in Köln aufrecht; ja, es blieb das Steinmetzthum mit einem Theile seiner Gebräuche und Geheimnisse noch hier und dort, wenngleich, zufolge seiner Trennung von der höhern Kunstübung, nur kümmerlich, am Leben, bis endlich die französische Revolution ihm wie allem Innungswesen ein Ende machte.

Lassen Sie uns nun einen Blick in das Innere der Bauhütten werfen, nachdem wir das Steinmetzthum, in seinen allgemeinsten Zügen wenigstens, kennen gelernt haben. Gewöhnlich war die Hütte

am Fuße eines großen, im Wachsen begriffenen Bauwerkes errichtet. Sie mußte die Grundform eines Vierecks zeigen, und zwar eines oblongen. Im Osten war der Platz des Meisters, welcher auch dort mit arbeitete, seinen Gesellen das Beispiel gebend. Die Hütte umfaßte alles zum Gewerke Gehörige. An sie schloß sich eine Kapelle an, wobei ein Kaplan angestellt war, der zugleich als Bauschreiber fungirte. In der Hütte befand sich die Lade, welche u. A. alles Urkundliche enthielt; sie galt als das Heiligste, wenn ich so sagen darf. Dieselbe war nur dem Obermeister zugänglich. Der anreisende Geselle, welcher in die Hütte eintreten wollte, hatte bestimmte Formalitäten zu erfüllen und Sprüche zu sagen. Er mußte z. B. mit dem untern Ende seines Stockes drei Mal an das Thor klopfen und fragen: „Arbeiten deutsche Steinmetzen hier?"

An den Langseiten der Hütte hin befanden sich die Bänke für die Gesellen; über ihren Plätzen hing ihr Werkzeug. Es bestand unter ihnen eine gewisse Art von hierarchischer Ordnung; den Vorrang behaupteten die Verfertiger von Bildwerken. Man braucht eben bloß einen Blick auf unsern Dom zu werfen, um sich zu überzeugen, in welcher reichen Fülle die gothische Baukunst Figuren-Schmuck anwendete; und unser Kölner Dom ragt in dieser Beziehung nicht einmal unter den Kathedralen jener Periode sonderlich hervor. Ich will hier nur auf die Kathedrale von Chartres bei Paris hinweisen, welche nicht weniger als 5000 in Stein gemeißelte Figuren aufweist. Die Gesellen also waren nach ihrem Dienstalter und ihrer Geschicklichkeit gereihet. Dieselben durften in der Hütte nur ihr Abendbrod verzehren; sie durften kein langes Messer bei sich führen, überhaupt keinerlei Waffe. In der Hütte diente zum Geben von Signalen statt der Glocke ein Brett; sollte etwas mitgetheilt werden, so that der Meister zuvor drei Schläge auf das Brett, der Parlirer zwei.

Alles, bis auf das Kleinste herab, war streng geregelt; jede Uebertretung mußte durch Buße, zumeist in Geld, auch wohl in Wachs, gesühnt werden. In der Hütte befand sich eine Büchse; Jeder hatte wöchentlich eine kleine Münze zu Zwecken der Gemeinschaft in dieselbe zu zahlen. Der Kaplan führte das Hüttenbuch. Alle Vorschriften

waren in dasselbe eingetragen. Am Johannistage wurden die Satzungen Allen vorgelesen.

In den Hütten hatte der Bauherr nichts zu sagen; der maßgebende Mann war der Werkmeister (magister operis); dieser hatte seine Untermeister. Sollte ein neuer Meister angestellt werden, so mußten zwei bewährte Meister für ihn Bürgschaft leisten.

Der Meister schloß die Contracte mit den Bauherren, wenn es sich um Kathedralen handelte, mit den Bischöfen ab. Ein sehr merkwürdiges Exemplar eines solchen Contractes ist uns erhalten geblieben, nämlich ein im Jahre 1133 zwischen einem Bischofe von Würzburg, Namens Embricho, und dem Laien-Meister Enzelin abgeschlossener Bauvertrag.

Die Meister nahmen die Gesellen nur in Tagelohn, um die Schnellmacherei und die Pfuscherei nicht aufkommen zu lassen. Aus letzterm Grunde wurden in der Regel nur drei, höchstens fünf Lehrlinge von einem Meister angenommen, außer den Lehrlingen noch fünf sog. Diener.

Das Organ des Meisters war der Parlirer. Das Wort gibt den romanischen Ursprung zu erkennen; vielleicht stammt dasselbe aus den Klöstern, in welchen nur der Befehlende sprechen durfte. Der Parlirer mußte ein gewanderter Geselle und verheirathet sein. Die Untermeister und Parlirer wurden vom Obermeister unter Berührung des Maßstabes vereidet; nicht wie sonst üblich unter Berührung des Evangeliums. Der Parlirer mußte immer sein Richtmaß zur Hand haben; er revidirte die Arbeiten der Gesellen und trieb die Bußen ein, welche sie etwa zu zahlen hatten.

Die Gesellen lebten unter strenger Zucht; auf jede Uebertretung der Vorschriften war eine Strafe gesetzt. Genau zur bestimmten Zeit mußte Jeder bei der Arbeit sein; dem Gesellen, welcher zu spät kam, wurde „der Stein angemalt", so daß er denselben vor Allen wieder zu reinigen hatte.

Der mündliche Verkehr war ein auf das Nothwendigste beschränkter; vieles Sprechen war nicht gestattet, Schweigsamkeit die Regel. Der Geselle, welcher von einem andern ein Werkzeug leihen wollte,

hatte zu diesem Zweck einen bestimmten Spruch zu sagen, überhaupt war an jedes Vorkommniß irgend ein Spruch oder eine Förmlichkeit gebunden; die Vertrautheit mit dem Allem gab zu erkennen, daß der Geselle als Lehrling gehörig ausgebildet worden war.

Vor Allem galt es Gehorsam gegen den Meister. Die Geheimnisse durften unter keinen Umständen verrathen werden; jede üble Nachrede war verboten; über die Bauführung durfte nicht gesprochen werden. Es waren auch Maßregeln gegen die heute vielgenannten Strikes getroffen. Insbesondere war zu diesem Zwecke das Gerichtswesen streng geordnet. Die Hütten hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, deren noch näher gedacht werden soll. So streng die Satzungen der Hütte waren, so lustig ging es auf der andern Seite außerhalb der Arbeit zu; der Humor der Steinmetzen war sprichwörtlich bekannt. Die Pritsche spielte bei ihren Possen eine bedeutende Rolle. Allerhand spaßhafte Gebräuche herrschten bei ihnen. Ueberall fast an mittelalterlichen Bauwerken, selbst die kirchlichen Gebäude nicht ausgenommen, finden sich Spuren dieses Humors eingemeißelt. Wenn die Steinmetzen ihre Pflichten erfüllt hatten, waren sie die muntersten Gesellen. Auch bei ihren Gelagen galten bestimmte Satzungen; es durfte z. B. Niemand den Arm auf den Tisch stemmen, der Rock durfte nicht ganz aufgeknöpft werden; Krüge und sonstige Trinkgeschirre mußten mit der rechten Hand angefaßt werden. Hazard-Spiele und unsaubere Reden waren auf's strengste verboten.

Der Humor hielt sich so lange, als die Kunstübung in den Hütten sich behauptete, und denselben ihre Selbstherrlichkeit verblieb. Es haben jene Gebräuche zum Theil eine gewisse Aehnlichkeit mit dem sog. Studenten-Comment, der zweifelsohne aus dem mittelalterlichen Innungswesen herstammt.

Der losgesprochene Lehrling mußte auf die Wanderung gehen, vorher indeß alle Grüße und Ceremonien sich aneignen; in die tiefer liegenden Geheimnisse war er noch nicht eingeweiht. Einige derselben waren den älteren Gesellen, andere den Obermeistern, andere endlich nur den Großmeistern bekannt. Das Wandern beruhte auf einem Gebot; durch dasselbe erweiterte sich der Gesichtskreis der Gesellen; überall fanden

sie ihres Gleichen, durch Religion und Kunst mit ihnen verbunden; immer lernten sie etwas hinzu.

Die Einheitlichkeit der mittelalterlichen Kunstübung, welche sich über den ganzen christlichen Occident erstreckte, verlieh den Steinmetzen ein Gefühl von Einfluß und Macht. Dieses Gefühl mußte natürlich in ganz besonderm Maße den Großmeistern der Haupthütten beiwohnen. Ich erwähne in dieser Beziehung nebenher ein Vorkommniß aus dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts. Als man um die eben angegebene Zeit am Dome von Mailand weiter bauen wollte, wurden von dem dortigen Fürsten die Großmeister der deutschen Haupthütten berufen, um Gutachten abzugeben. Leider war dies die letzte rühmliche Anerkennung der germanischen Kunst in Italien und blieben die Anweisungen jener Meister unbefolgt.

Durch das zuvor gedachte Wanderwesen und den Zusammenhang der Hütten unter einander wurde das Gedeihen der Kunst sehr gefördert. Ueberdies theilten die Meister der verschiedenen Hütten sich untereinander Entwürfe und Pläne mit, sowohl zum Zwecke wechselseitiger Belehrung im Allgemeinen, als zu bestimmter Begutachtung derselben. So fanden sich beispielsweise Entwürfe einzelner Theile unseres Domes an verschiedenen Orten; kürzlich noch hat man in Wien und Ulm solche Risse entdeckt. Einer derselben zeigt, daß einmal der Plan bestand, die Westseite mit fünf Portalen zu versehen, während dieselbe deren nur drei zeigt.

Auch die Kleidung der Steinmetzen war eine besondere, so z. B. trugen die wandernden Gesellen ungeschwärzte Stiefel; daran wurde ein solcher Geselle sofort erkannt. Im Hannöverischen soll bis in unsere Zeiten noch dieser Gebrauch sich erhalten haben.

Die Lehrlinge mußten von ehelicher Geburt und mindestens 14 Jahre alt sein. Dieselben standen in der Regel während vier Jahren in der Lehre, und erhielten jährlich eine kleine Löhnung, welche in einigen Hütten zwei Goldgulden betrug. Sie wurden am Ende ihrer Lehrzeit vor dem gesammten Handwerk „losgesprochen" und bekamen dann ein Steinmetz-Zeichen. Die Lossprechung endete mit einem Schmaus. Das so verliehene Zeichen hatte jeder Geselle auf seinen

Stein zu setzen. Diese Zeichen bestanden ursprünglich in lateinischen Buchstaben, an deren Stelle im Verfolge geometrische Figuren traten. Im 12. Jahrhundert pflegten die Vorsatzzeichen auch als Lohnzeichen behandelt zu werden. Sein Zeichen durfte kein Geselle auf den Stein setzen, bevor derselbe vollständig fertig war. Das Lesen dieser Zeichen gehörte zu den untergeordnetern Geheimnissen der Hütten.

So verhielt es sich im Wesentlichen mit der Organisation der Bauhütten, aus welchen alle die großartigen, zum Theil unvergleichlichen Bauten hervorgegangen sind. Wenn man die Masse dieser Baudenkmale überblickt, den Wald von imposanten Kirchen, Klöstern, Palästen, Zunft- und Rathhäusern, Festungs-Thürmen, die Burgen auf den Bergeshöhen, so erscheint es kaum begreiflich, wie das alles in 4 bis 5 Jahrhunderten aufgerichtet werden konnte, zumal da Jedwedes, bis zum Kleinsten herab, den Stempel echter Kunst an sich trägt.

Nicht minder als die Kathedralen sind die Burgen und die Befestigungsthürme, ein jedes für sich, in *seiner Art* betrachtet, wahre Kunstwerke. Alles bekundet Sinn für Gesetz und Zweckmäßigkeit und zugleich für das höhere, ideale Moment, für Harmonie und Eurythmie. Es erklärt sich die Fruchtbarkeit des Mittelalters auf dem Gebiete der Baukunst einigermaßen dadurch, daß nicht bloß die eigentlichen Bauleute, sondern Personen aller Stände, die Mächtigsten nicht ausgenommen, mit Hand anlegten, daß man es allgemein als eine Lebensaufgabe betrachtete, Gott, das Gemeinwesen und sich selbst durch Kunstdenkmale zu ehren. Man brachte den Leitern der Bauwerke Kleidungsstücke, Schmuck u. s. w. Chroniken berichten, wie Arm und Reich, Jung und Alt den Kirchenbauten Materialien zuführen half. Der in der Religiosität wurzelnden allgemeinen Begeisterung für das Wahre und Schöne ist es vor Allem beizumessen, daß auf dem Gebiete der Architektur so Großes geschaffen ward.

Ich habe zuvor auf die *Gerichte* der Hütten hingedeutet. Dieselben erfreuten sich der Autonomie, d. h. sie waren auf ihrem Gebiete die Herren; sie hatten keine Bureaukratie über sich; sie waren in gewissem Sinne souverain. So verstand das „finstere" Mittelalter die corporative Selbständigkeit, die Freiheit. Die Bestrafungen der Hütten-

genossen waren entweder disciplinarischer Art oder sie erfolgten auf gerichtlichem Wege, wo es drei Instanzen gab. Die örtlichen Hütten-Gerichte konnten nur zu einfachen Bußen verurtheilen. Die Gau-Gerichte mußten aus drei Hütten bestellt werden. Regelmäßig am Johannistage fanden ordentliche Gaugerichts-Sessionen statt.

Das höchste Gericht befand sich durchweg in Straßburg; während gewisser Zeiträume bestand ein solches auch noch in Wien, Köln und Zürich.

Die hauptsächlichsten Grundlagen des Steinmetzwesens waren genaue praktische Kenntniß des Gewerkes, Religiosität, insbesondere Befolgung der durch die Religion aufgelegten Pflichten, worauf denn auch strenge gehalten wurde, so namentlich auf den Empfang der Sacramente und den regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes. Ueber dies alles bestanden dasselbe genau regelnde Vorschriften. Daran hat sich damals Niemand gestoßen; vielmehr galt die Anforderung, ein ehrsames, religiös-sittliches Leben zu führen, im Allgemeinen für etwas Selbstverständliches. Die gottentfremdete Starkgeisterei ist eine moderne Errungenschaft.

Die Hütten verehrten eigene Schutzpatrone, die Heiligen Severus, Severinus, Carpovorus und Victorinus, gewöhnlich als die Vier Gekrönten bezeichnet; sie waren Martyrer unter Diocletian's Regierung, wahrscheinlich Bildhauer. Am 4. November wurde ihr Fest gefeiert; auf dem Cölischen Hügel in Rom findet sich eine dem Andenken der „Vier Gekrönten" geweihte Kapelle. Sie hatten die Zumuthung, den heidnischen Götzen zu opfern, zurückgewiesen und wurden darauf ertränkt. Näheres ist in Betreff ihrer nicht bekannt. Außer an dem zuvor bezeichneten Tage wurde auch noch von den Hütten das Johannisfest am 24. Juni gefeiert.

Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei uns zu Lande das Bauhüttenwesen schon sehr erlahmt war, bestand noch in London eine ziemlich lebenskräftige Hütte, wie denn auch in England sogar noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der gothische Stil nicht ganz aus dem Leben geschwunden war — Dank der englischen Zähigkeit im Festhalten des Ueberlieferten.

An einem Johannistage gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde in der Johannis-Loge bei der Londoner St. Paulskirche der Architekt Christoph Wren als Bruder aufgenommen. Aus dieser Hütte oder Loge bei St. Paulshof ist höchst wahrscheinlich das heutige Freimaurerthum erwachsen, und zwar beginnt dasselbe im Jahre 1707. Als die heutige St. Paulskirche, nach der Zerstörung der alten durch den großen Brand von 1666, aufgerichtet ward, herrschte zufolge der Vertreibung der Stuarts ein starker Gegensatz wie zwischen Schottland und England, so zwischen den Katholiken und den Protestanten; in der St. Paulshütte nahm der Anglicanismus gegenüber dem Katholicismus Stellung. So erklärt es sich denn auch, daß das Papstthum gegen dieses Hüttenwesen und gegen das aus demselben hervorgegangene, auf unserm Continente zunächst nach Frankreich (1725) und darauf (1733) über Hamburg nach Berlin verpflanzte Freimaurerthum Front machte. Man kann sich nicht wohl einen klareren Begriff von dem äußern Wesen des mittelalterlichen Steinmetzenthums machen, als wenn man das Ceremoniell und die Gebräuche unserer Freimaurer näher in's Auge faßt. Es ist das, wie gesagt, nur die Schale jenes Steinmetzenthums; dessen inneres Wesen ist den Freimaurern durchaus fremd geworden. Die alten Steinmetzen befolgten den Spruch: „Bete und arbeite". Wie es mit dem Beten bei den Freimaurern aussieht, mag hier dahingestellt bleiben; daß ihr „Arbeiten" aber ganz anderer, ja entgegengesetzter Art ist, darüber kann jedenfalls ein Zweifel nicht obwalten.

Es sei eben noch bemerkt, daß in einem 1848 in Leipzig erschienenen, von einem freimaurerischen Würdenträger Namens Kloß verfaßten Buche der Nachweis näher geführt ist, daß die Freimaurer ihre Organisation und ihre Formen dem Steinmetzenthum entlehnt haben.

Die Zeit drängt, und ich werde mich möglichst kurz fassen müssen. Die Hütten-Geheimnisse waren verschiedener Art, theils hatten sie bloß Aeußerliches oder auf bestimmten Satzungen Beruhendes zum Gegenstande, theils bezogen sie sich auf das Wesen der Kunstübung. In letzterer Beziehung spielten die Constructions-Schlüssel eine Hauptrolle. Wenn man die alten Urkunden durchgeht, so findet man immer Ausdrücke, welche auf solche Schlüssel hindeuten, wie z. B.:

„Zirkels Kunst und Gerechtigkeit"; das gleichseitige Dreieck ist der „fürnehmste Steinmetzengrund", der durch geometrisches Figurenwerk bedingte „Choresschluß" ist maßgebend für alle Haupttheile einer Kirche u. dgl. m. Es gab da „Grundzahlen", „Grundfiguren", eine „Triangulatur" eine „Quadratur" u. s. w. Von den einfachsten Figuren an ging es weiter zu den complicirtesten Combinationen. Wenn man sich einen Begriff von solcher Figuren-Complication machen will, so betrachte man die kunstreichen Sacramentshäuschen, welche, da sie keinen äußerlichen Zwecken zu dienen hatten, vorzugsweise Schöpfungen der freien Kunst waren. Hier konnten die Meister ihrer „Zirkel Kunst und Gerechtigkeit" in ganz besonderm Maße zur Geltung bringen. Wir begegnen da einer Art von höherem, vergeistigtem Krystallisationsprocesse. Die Construction der Chorschlüsse spielte eine Hauptrolle in der kirchlichen Baukunst. Der Bau regelte sich in allen seinen Theilen nach einem Schema, welches aus geometrischen Figuren bestand. Man hat wohl behauptet — so u. A. Schnaase —, daß diese Geheimschlüssel eine erst in der spätern Zeit des Verfalles der Gothik aufgekommene müßige Spielerei gewesen seien, daß in der Glanzperiode der mittelalterlichen Kunst lediglich das ästhetische Gefühl, der Takt bei dem Entwerfen der Baupläne maßgebend gewesen seien. Dies widerlegt sich aber schon durch die Bauwerke selbst, welche überall und jederzeit den Grundtypus der gothischen Kunstweise zeigen, ähnlich wie das germanische Idiom, bei aller Verschiedenheit der Dialecte, ein allen gemeinsames Gerüste zu erkennen gibt. Aber auch urkundlich läßt sich das Gegentheil darthun. So ist z. B. in Paris ein Manuscript gefunden worden, herrührend von einem Baumeister aus dem 13. Jahrhundert, Namens Vilars de Honecourt. Es ist eine Art von Reisenotiz- oder Skizzen-Buch. In demselben findet sich schon jenen Schlüsseln durchaus Entsprechendes; selbst menschliche Figuren sind da in Zirkelschläge eingeschlossen, nach einem geometrischen Schema gebildet. In meinen Vermischten Schriften über christliche Kunst ist eine Unterweisung eines Steinmetzmeisters Lacher aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts abgedruckt, in deren Eingang derselbe ausdrücklich bemerkt, daß die von ihm mitgetheilten Con-

structionsschlüssel von Alters her in der Hütte zur Anwendung gekommen seien.

So befindet sich denn auch an unserm Dome kein Blatt, welches nicht auf Grund einer geometrischen Figur construirt ist. Wie aus einem Wurzelwerke fester Dogmen entwickelt sich ein gothischer Bau, in der Durchbildung seiner Einzelheiten der individuellen Begabung und Geschmacksrichtung freien Spielraum lassend. Aehnlich wie den Bildungen der Krystalle und der Pflanzenwelt liegen dem gothischen Organismus allgemeine unerschütterliche Gesetze zu Grunde. Die Unkenntniß oder Mißachtung dieser Gesetze ist es, was die moderne, nur auf gewisse Aeußerlichkeiten des mittelalterlichen Baustiles bedachte Aftergothik, wahrlich nicht zu ihrem Vortheil, charakterisirt.

Man hatte Schlüssel, um Wimberge und Fialen, um einen Chorschluß, Thürme, Fenster, Strebewerke zu construiren. Diese Schlüssel erleichterten wesentlich die Uebung des Handwerkes. Die Obermeister kannten deren Genesis, den tiefern Grund derselben; der gewöhnliche Arbeiter vermag nur die Ergebnisse solcher Speculationen und schwieriger Berechnungen zu verwerthen. Diese Ergebnisse nun concentrirten sich in jenen einfachen Formeln und bildlichen Darstellungen. Das ist ja eben das Unglück unserer Tage, daß die Künstler und die Kunsthandwerker zu vielerlei wissen, und darum nichts ganz und gründlich wissen, so wie daß durch diese, leicht hohlen Dünkel erzeugende Wisserei das Können bald mehr, bald weniger in den Hintergrund gedrängt wird.

Das Mittelalter hatte feste Traditionen, vielfach erprobte Recepte; man übte damals unausgesetzt die Hand und das Auge, mit steter Rücksicht auf das, was geschaffen werden sollte. Zufolge unserer sogenannten allgemeinen, d. h. oberflächlichen Bildung kann die Hand dem Kopfe nicht nachkommen, weil eben der Kopf mit zu vielerlei vollgepfropft wird. Der Bildungsschwindel droht zu einer wahren Calamität zu werden; mit Nationen, die vor Allem die Hände in mühsamer Arbeit rühren, dürften wir bald auf dem Weltmarkte nicht mehr concurriren können. Die hübschen, sorgsam schattirten, viel Zeit kostenden Zeichnungen, auf welche neuerdings so großer Werth gelegt wird, bilden dort keinen Handelsartikel; sie verenden an Ort und Stelle als — Makulatur.

Den Schlüsseln der Steinmetzen vergleichbar waren die Recepte der Maler aller Art, der Emailleure u. s. w.; sie beschlossen darin ihre Farben-Geheimnisse. Diese Recepte gingen von Meister zu Meister, von einer Werkstatt zur andern. Und wenn man die Malereien aus dem 15. und dem 16. Jahrhundert sich ansieht, um welche Zeit die Chemie noch in den Kinderschuhen einherging und nichts weniger als Gemeingut war, so findet man, daß unsere heutigen Coloristen, Glasmaler u. s. w. von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum würdig sind, jenen alten Meistern die Schleppe zu tragen.

Was ich meine, läßt sich den Frauen wohl am besten auf dem Gebiete der Kochkunst erklären. Die Kochbücher enthalten eine Menge von Recepten: wollte man etwa in den „höhern Töchterschulen" — „Mädchenschulen" darf man ja nicht mehr sagen, wenn man nicht „ungebildet" erscheinen will — Chemie treiben lassen, um die Eigenschaften und Wirkungen der Stoffe, welche beim Kochen der verschiedensten Gerichte gebraucht werden, zur Kenntniß der „Töchter" zu bringen, wohin würde das wohl führen? Ganz gewiß würden diese rationell hergerichteten Präparate durchweg geradezu ungenießbar sein. Dennoch aber drängt die moderne Schulmeisterei selbst das heranwachsende weibliche Geschlecht auf solche „rationelle" Wege hin.

Im Mittelalter gingen Praxis und Theorie stets Hand in Hand, oder richtiger gesagt, beide durchdrangen sich wechselseitig; als das Haupt-Erforderniß aber galt die strenge, harte Arbeit, verbunden mit Gottesfurcht und mit sittlichem Wandel.

Doch ich muß zum Schlusse eilen. Ich habe Manches gegen die heutige Zeit, die heutigen Zustände gesagt und gar Vieles zur Verherrlichung der Vergangenheit. Jedenfalls kann nicht bestritten werden, daß unsere Vorfahren überhaupt auf dem Gebiete der Kunst, und ganz insbesondere auf dem Gebiete der Baukunst Herrliches geleistet haben. Es muß auffallen, daß man während der letzten Jahrhunderte die Werke jener Zeit sozusagen mit Füßen trat, sie nach Möglichkeit verunstaltete, sogar zerstörte. Diese Erscheinung findet darin ihre Erklärung, daß man von den Volks-Traditionen abgefallen war, daß man fremden Göttern opferte, daß der Verstandes-Hoch-

muth, die christlich-germanischen Anschauungen und Ueberlieferungen mißachtend, Alles von Grund auf neu machen zu können und zu sollen wähnte.

Begab sich doch auf dem Gebiete der deutschen Sprache fast das Gleiche wie auf dem Gebiete der Kunst! Die Gelehrten schrieben in jener Aufklärungsperiode Latein, sogar ihre Namen karrikirten sie, um gelehrt zu erscheinen; die Vornehmen sprachen, schrieben und lebten à la Française. Diese Zeit haben wir, Gottlob, hinter uns; so weit sind wir wieder gekommen, daß wir den Werken unserer Vorfahren, insofern dieselben künstlerischer Art sind, Gerechtigkeit angedeihen lassen. Es ist schon ziemlich lange her, daß man anfing, die Herrlichkeit der Schöpfungen der mittelalterlichen Bauhütten anzuerkennen; von unserm Kölner Dome aber ging erst die Anregung durch ganz Deutschland aus, im Geiste derselben weiter zu schaffen, zufolge des Hereinbrechens der Renaissance in's Stocken Gerathenes wieder aufzunehmen. Es sind das gewiß erfreuliche, hoffnungsreiche Symptome.

Unsere Zeit hat auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften, des Zweckmäßigen und Nützlichen gar manche Errungenschaften aufzuweisen. So wie das Mittelalter auf seine Kunst, so können wir stolz sein auf unsere Maschinen, auf die Eisenbahnen und die Telegraphen, kurz auf Vieles, was, richtig angewendet, dem gemeinen Nutzen dient. Eine vollendete Maschine trägt etwas von einem wahren Kunstwerke an sich; ich kann meinerseits mit wahrer Freude eine solche in Thätigkeit sehen. Das Zweckmäßige bildet ein Element des Schönen. Einen ästhetischen Genuß, ein erhebendes Gefühl kann ein zweckwidriges Werk nicht zu Wege bringen. Es bleibt uns als Hauptaufgabe, das Schöne mit dem Zweckmäßigen zu verschmelzen, die so heftig sich bekämpfenden Gegensätze zwischen dem Idealismus und dem Materialismus einer höhern Einheit zuzuführen, sie dadurch mit einander zu versöhnen, daß man beide dem Wahren und Guten dienstbar macht. Der das Mittelalter beherrschende Grundgedanke stößt die Errungenschaften der Neuzeit keineswegs als solche zurück.

Es kann als eine gute Vorbedeutung gelten, daß die leider sehr unschöne Eisenbahnbrücke am Fuße des Chores unseres prachtvollen Domes mündet.

Noch mehr. Wir sehen innerhalb unseres Domes selbst zwei Farbenfenster mit einander wetteifern, gewidmet von den Vertretern der Eisenbahnen, welchen jene Brücke dient. So hat hier eine Hauptschöpfung des auf das Materielle gerichteten sogenannten modernen Gedankens dazu beigetragen, das edelste Bauwerk zu schmücken, welches auf deutschem Boden sich erhebt.

Möge die Wechsel-Durchdringung des Idealen mit dem Nützlichen immer weiter greifen; möge wenigstens der so unheilvolle Kampf, welcher gegen das idealste und zugleich höchste Gut der Menschheit, die Religion des Kreuzes, geführt wird, nicht allzulange noch den Frieden fern halten von den Ländern, in welchen dieser Kampf entbrannt ist.

Im Verlage von J. P. Bachem in Köln

sind erschienen:

Reichensperger, Dr. Aug., Appellationsgerichtsrath a. D., **Ueber das Kunsthandwerk.** Vortrag gehalten zu Köln in der Wolkenburg am 4. März 1875. 28 S. gr. 8°. Preis 60 ₰

— **Ueber deutsche Kunst,** mit besonderer Beziehung auf Dürer und die Renaissance. Nebst einem Briefe von Willibald Pirkheimer an Johann Tscherte. Eine Replik und eine Triplik, gerichtet an Prof. Dr. Herman Grimm in Berlin. 1876. 28 S. gr. 8°. Preis 60 ₰

— **Ueber monumentale Malerei.** Vortrag, gehalten zu Köln in der Wolkenburg am 16. März 1876. 22 S. gr. 8°. Preis 60 ₰

Außerdem sind von demselben Verfasser erschienen:

August Welby Northmore Pugin, der Neubegründer der christlichen Kunst in England. Zugleich zur Frage von der Wiederbelebung der Kunst und des Kunsthandwerks in Deutschland. (Sammlung histor. Bildnisse. 3. Serie, 10. Bändchen.) 1877. 96 S. 8°. Preis 90 ₰ Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg i. Br.

Die Renaissance im heutigen Kunstgewerbe. 1879. 43 S. gr. 8° Preis 1 ℳ. Rudolph Barth in Aachen.

Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Dritte umgearbeitete Ausgabe. 1860. 162 S. Lex.-8°. Preis ℳ. 2,50. Fr. Lintz' Verlag in Trier.

Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Nebst einem Titelkupfer, 31 Tafeln mit 125 Abbildungen. 1854. 142 S. gr. 8°. Preis 3 ℳ. T. O. Weigel in Leipzig.

Vermischte Schriften über christliche Kunst. Nebst 8 Tafeln mit Abbildungen. 1856. 594 S. gr. 8°. Preis 10 *M.* T. O. Weigel in Leipzig.

Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Aus Veranlassung der an das preuß. Abgeordneten-Haus gelangten Künstler-Petitionen. 1863. 128 S. 8°. Preis *M.* 1,05. Ferd. Schöningh in Paderborn.

Georg Gottlob Ungewitter und sein Wirken als Baumeister, zumeist aus Briefen desselben dargestellt. 1866. 240 S. 8°. Preis *M.* 2,40. T. O. Weigel in Leipzig.

Allerlei aus dem Kunstgebiete. 1867. 65 S. Lex.-8° mit einer Steintafel. Preis *M.* 2,50. Theologische Verlags-Anstalt in Brixen.